



65. Jahrgang

Nr. 259

Dezember 2023

**Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: Euskirchen**

www.namslau-schlesien.de



Frohe Weihnachten und ein glückliches und gesundes Neues Jahr



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN“
Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteleuropa können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien –.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteleuropa und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.
Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

_____ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail: _____

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße / Hausnummer)

eMail-Adresse (wenn vorhanden): _____

erklärt hiermit seinen/ihren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e.V.

vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 €)

von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen – IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Datenschutzhinweis

Wir weisen darauf hin, dass die zum Zweck der Mitgliederversammlung und -betreuung erforderlichen vorgenannten Daten in automatisierten Dateien gespeichert, verarbeitet und genutzt werden. Es erfolgt keine Weitergabe der Daten.

(Ort und Datum)

(Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Gruß des Landrats zum Jahreswechsel	05
Bericht/Weihnachtsgruß der Vorsitzenden	06 – 07
In eigener Sache	09
Schlesisch-christliches Dezemberbrauchtum	10 – 12
Maxlas Weihnachtsbrief	12 – 14
Barbaratag in Schlesien	14 – 16
Opa Sura aus Schmograu	17 – 22
Der Kavalier und die Damen	22 – 25
Das Namslauer Schloß	25 – 26
Stoßseufzer und Herzensergießungen ...	26 – 29
Das Kinderwunder von Karpenstein	30 – 32
Die Filiale in Schwirz	33 – 37
Der Ursprung der Sandkirche	38
Mitgliedsbeitrag 2024/Spende Namslauhilfe	39
Familiennachrichten	40 – 51



Liebe Namslauer Heimatfreunde!

In dieser besinnlichen Weihnachtszeit und zum bevorstehenden Jahreswechsel möchten ich die besten Wünsche übermitteln.

Das vergangene Jahr war sicherlich voller Herausforderungen, aber auch von gemeinsamen Momenten des Zusammenhalts und der Solidarität. Für das Jahr 2024 wünsche ich Ihnen von Herzen Gesundheit, Glück und Erfolg. Möge es ein Jahr voller positiver Überraschungen, erfüllender Momente und bereichernder Begegnungen werden.

Frohe Weihnachten und ein friedliches neues Jahr wünscht Ihnen herzlich

Ihr Markus Ramers
Landrat des Kreises Euskirchen

Liebe Landsleute,

die Zeit fliegt davon, schon wieder naht die Weihnachtszeit, in der Ruhe und Besinnung einkehren sollten. Für viele ist dies in der heutigen hektischen Zeit leider nur ein Wunsch.

Im September traf sich der Vorstand in Königswinter im Haus Schlesien, welches im Oktober sein 50-jähriges Bestehen feierte.

Wir haben nach ausführlicher Diskussion u.a. Folgendes besprochen:

- Ausbau / Wiederbelebung der Kontakte zum Deutschen Freundeskreis in Namslau
- Fortführung der Weihnachtshilfe für die Mitglieder und Kinder des Deutschen Freundeskreises
- **Hierzu bitten wir in großer Dankbarkeit um Ihre Spende. Bitte zusammen mit dem Mitgliedsbeitrag 2024 überweisen!!**
- Belegung des Jugendaustausches – der Partnerschaft mit der Jugendfeuerwehr des Kreises Euskirchen
- Vorbereitung der Mitgliederversammlung
- Frau Martina Grunert hat sich bereit erklärt, den Kassenwart zu übernehmen und wird dann sicherlich zur Mitgliederversammlung von den Anwesenden bestätigt werden.

Zur Weihnachtshilfe:

Frau Woloszyn organisiert eine Nikolausfeier und so fahren wir im Dezember nach Namslau. Wir freuen uns darauf, auch weitere Mitglieder des DFKs

kennenzulernen, auch wenn ein Wochenende mehr als kurz ist.

Mitgliederversammlung:

Der Vorstand schlägt vor, die nächste Mitgliederversammlung am 9.3.2024 oder am 13.4.2024 im Haus Schlesien in Königswinter oder in der Umgebung von Naumburg/Saale zu machen, um auch den Mitgliedern, die Möglichkeit zu geben, welchen bisher der Weg nach Brandenburg zu weit oder zu beschwerlich war.

Wir erbitten hierzu dringend Ihr Votum:

- 9.3.2024 oder 13.4.2024
- Haus Schlesien in Königswinter oder Umgebung Naumburg/Saale

Wer kann kommen und/oder sich fahren lassen? Bitten Sie in Ihrem Umkreis jemanden, der ggf. eine eMail schreiben kann an kontakt@namslauer.de oder rufen Sie uns an 0173-6492856 (am besten gegen Abend). Natürlich können Sie mir auch einen Brief schreiben (Vordruck an mich Seite 51). Ihr **Votum erwarten wir bis zum 10.1.2024.**

In eigener Sache:

Wir benötigen dringend noch ein weiteres Mitglied, welches bereit ist, im Vorstand (entweder Stellvertreter oder Schriftführer) mitzuwirken, um eine Auflösung - auch bei Verringerung der Anzahl der Vorstandsmitglieder des Vereins - zu verhindern.

Für die bevorstehende Weihnachtszeit wünschen wir Ihnen und Ihren Familien ein gesegnetes Weihnachtsfest und für das Jahr 2024 alles Gute, beste Gesundheit und Frieden.

Wir verbleiben

mit weihnachtlichen Heimatgrüßen

Dr. Michael Faber und Angela Bierhahn

Gestern ist vorbei
von Lothar Kollo

Ich hab das heute schon erlebt
möchte warten auf das Morgen
hab in Schlesien mal gelebt
doch hab ichs dann durch Krieg verloren.

Die Zeit, sie drehte sich flugs weiter
nun bin ich alt und grau geworden,
doch verstanden hab ich es wohl nie,
ich bin in Namslau doch geboren.

Doch heut will ich nicht rückwärts sehn
es gab viel Neues zu erleben.
Die Zeit, sie ließ uns weiter gehen
auf manchmal unbekannten Wegen.

Unsere Mütter und Väter haben am meisten gelitten
von der Heimat getrennt zu sein.
Doch es bleibt unbestritten,
niemand kann verändern diesen unsäglichen Reim.

In eigener Sache:

Liebe Landsleute,
nach 9 Jahren und 36 Ausgaben verabschiede ich mich als „Redakteur“ des Namslauer Heimatrufs. Die Redaktion wird künftig unsere 1. Vorsitzende Angela Bierhahn übernehmen, denn diese Tätigkeit gehört seit der Gründung unseres Vereins zu den vornehmsten Aufgaben der/des Vorsitzenden. Ich werde bis zur Neubesetzung des Amtes des Schriftführers nur noch den Familienteil bearbeiten.

Als unser 1. Vorsitzender Berthold Blomeyer im Jahre 2015 nach kurzer schwerer Krankheit verstarb, war ein kurzfristiges Handeln notwendig, um unseren Mitgliedern – wie gewohnt – den Heimatruf vierteljährlich zukommen zu lassen. So hatte ich mich bereiterklärt, diese Aufgabe zusätzlich zu meinen Aufgaben als Schriftführer vorübergehend zu übernehmen. Aus diesem „vorübergehend“ sind nun neun Jahre geworden, da mich Frau Suntheim, die den Vorsitz unseres Vereins nach der Vakanz übernahm, bat, diese Aufgabe noch fortzuführen.

Es bleibt mir, mich ganz herzlich zu bedanken für die zahlreichen Beiträge von Ihnen für den Heimatruf und die positiven, bisweilen auch kritischen Reaktionen auf den Inhalt des Heimatrufs. Ohne Ihre Beiträge hätte ich die Aufgabe nicht bewältigen können. Sie haben mich zudem immer wieder motiviert, weiterzumachen.

Bitte unterstützen Sie Frau Bierhahn auch weiterhin bei ihrer „Heimatruf-Arbeit“ mit persönlichen Beiträgen!

In herzlicher Heimatverbundenheit grüßt Sie
Wolfgang Giernoth

Schlesisch-christliches Dezember-Brauchtum

Barbaratag und Nikolaustag

von Dr. Horst Stephan

„Knospen an St. Barbara, sind zum Christfest Blüten da.“ Diese uralte Bauernregel ist eng mit der Legende verknüpft, die erzählt, dass Barbara, Tochter eines reichen Kaufmanns, um 306 n. Chr. in Nikomedia (Türkei) als Märtyrerin starb. Weil ihr Vater sie vom Glauben an Christus abbringen wollte, floh sie und versteckte sich bei Bergleuten. Hier entdeckt, brachte ihr Vater sie vor Gericht und enthauptete sie eigenhändig. Auf dem Weg ins Gefängnis, sagt die Legende, blieb an Barbaras Kleid ein Kirschzweig hängen. Sie stellte ihn ins Wasser und er blühte an dem Tag auf, an dem sie starb. Darauf verweist der Brauch, am Gedenktag St. Barbaras, den 4. Dezember, Apfel- oder Kirschzweige in die Vase zu stellen und darauf zu hoffen, dass sie zu Weihnachten blühen. Geschieht dies, so der Volksglaube, gehen drei Wünsche in Erfüllung und bringen Segen für das ganze Jahr.

Als im 15./16. Jahrhundert der Bergbau in Nieder- und Oberschlesien einen gewissen Höhepunkt erreicht, nimmt die Bedeutung St. Barbaras als „Schutzfrau der Bergleute und aller gefährlichen Gewerbe“ zu. Damit hängt zusammen, dass sich im 17. Jahrhundert sogenannte „Barbara-Bruderschaften“ entwickelten. So entstand 1697 in Gröbnig bei Leobschütz und 1739 im Kreis Rauden bei Ratibor eine Bruderschaft. 1939 gab es noch fünf dieser Vereinigungen. Hinzu kamen zahlreiche Barbara-Kirchen, Barbara-Kapellen und Barbara-Altäre in den Grubenhallen Oberschlesiens; in den Städten trugen auch Straßen den Namen der Heiligen. Manche Zechen-Gebäude dienten sogar dazu, „Barbara-

Andachten“ zu feiern, oft von einem älteren „Hauer“ (ausgebildeter Bergmann) geleitet.

Höhepunkt schlesischer Barbara-Verehrung war der 4. Dezember. Schon in der Frühe versammelten sich die Bergmänner bei Sirenengeheul in Festuniform auf dem Bergwerkshof. Nach einer Ansprache des Bergwerksdirektors zog man mit Blasmusik und wehender Knappschaftsfahne zum Gottesdienst. Die Kirche war mit bergmännischen Symbolen, Blumen und Kerzen geschmückt. Danach ging es hoch her. Tanz gehörte dazu und Trinkgelage blieben nicht aus. Am 6. Dezember löste der „Nikolaustag“ das Barbara-Brauchtum ab. So erzählt eine Legende von einem Heiligen, dessen Name „Nikolaos“ (griech.) oder Nikolaus ist. Er war Anfang des 4. Jahrhunderts Bischof in Myra (Lykien) und galt als Nothelfer reisender Kaufleute und Schiffsfahrer. Auch heißt es, er habe eine Hungersnot verhindert, unschuldige Menschen vor der Hinrichtung gerettet sowie drei junge Frauen vor der Prostitution bewahrt, indem er ihnen Geld für die Aussteuer gab. Vor diesem legendären Hintergrund spielt St. Nikolaus auch im Brauchtum Schlesiens eine Rolle. Im Glatzer Bergland nennt man ihn „Neckels“ oder „Neckeis“.

So ist es am Vorabend des 6. Dezembers Brauch, dass er von Haus zu Haus geht. Dabei begleitet ihn ein in Ketten gelegter Poltergeist. Das ist Knecht Ruprecht oder „Keetaneckels“ („Keeta“= Ketten) im Grafschafter Wortlaut so genannt. Bei diesem „Einkehrbrauch“ betraten beide Gestalten polternd die Häuser und erkundigten sich bei den Erwachsenen nach dem „Benehmen“ der Kinder. Die braven, artigen bekamen vom Nikolaus kleine Geschenke wie Backobst oder Zuckerzeug. Die faulen, „bösen“ Kinder wurden vom Knecht Ruprecht mit der Rute bestraft. Letzteres entschwand in späterer Zeit aus den Ritualen des Brauchtums. Denn Knecht Ruprecht verlor die

Bedeutung des Bösen. Nach und nach sah man in St. Nikolaus und seinem Begleiter „Gabenbringer“. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts erfreute der Brauch, nachts vor die Haustür Schuhe der Kinder zu stellen, damit der Nikolaus Gaben hineinlegte. Dieser Brauch ist heute noch bekannt. St. Nikolaus wird zu einer christlichen Gestalt, die sich Kindern liebevoll zuwendet.

aus: Schlesische Nachrichten 12/2020 Seite 17

Maxlas Weihnachtsbrief

Is Maxla, doas schreibt jitz onns Christkind ‚n Brief,
Is schreibt eemoll gleiche und eemoll schreibt`s schief.
Is koan überhaupt noch nich schreiba, ist Laxla,
Hott aber Wünsche, a ganzes Packla.
Doo machts halt jitz Pünklaund Zeecha und strichla,
Is Christkind wird se schunt lasa, die Sprüchla.
Zwee schiefe Kreuzla machts glei zuerrscht,
Doas heeßt: Liebes Christkindla, wenn de jitz kumma
werscht,
Doo kumm ock und breng merr enn hübscha klenn
Bär,
PPeitschla, a Fahria, a Schießgewehr.
Jitz machts lauter KPünkla die Zeile drunter,
Doas heeßt: Kumm ock bale vom Himmel runder,
Und bring merr’n hübsche Posaune miet
Und a Mannla woas uff’n Kuppe stieht.
Die Schwänzle, die’s jitz macht, bedeuta goar viel,
A Feifla, ‘n Quietschmaus, a Glocklaspiel,
A Durf mit viel Hühnlan, mit Beemlan und Leuta,
Doas olls und noch meh tun die Schwänzla bedeuta.
Jitz ruhe errscht is Maxia, besinnt sich a bißla,

Dernoo schreibts ganz hurtig zahn Gänsefüßla,
 Die machts, doß es Christkind sul merka und wissa,,
 Is darf nich gespoart warn mit Äppeln und Nüssa.
 Jitz moolts woas, doas sitt bale aus wie'n Sechse,
 Und schunt ies es Häusla bestellt mit derr Hexe.
 A Häkla noch flink onn die Sechse droan
 Heeßt: Christkindla, breng' merr `n Fallermoan!
 Dermoo aber kunmma zwee wichtige Zeecha,
 Zwee Strichla, die übersch Poppier naus reecha.
 O liebstes Christkind, heeße die Strichla,
 Bring`a Tuschkastla miet und a Bilderbichla,
 Zuletzt tutts mootscha nooch Herzenslust,
 O Christkindla mootscht`s, breng alls woas de hust,
 Und kumm` ock recht bale und bies ock nich lange,
 Heeßt das letzte Striech, a sitt aus wie`n Schlange.
 Geschriebe woar Maxlas sei Weihnachtsbrief,
 Schunt längst loag is Jingla einm Bette und Schlieff,
 Doo koam is Christkind ganz leise geganga,
 Noahm ei die Hände dan Zädel, dan langa,
 Begucke avoo hübaaa voo drüba,
 Und sproach: „Dan hoot doch is Maxla geschriebe.“
 Und leise drohts uff sei Bettla zu:
 „Du ungeneußiges Perschla du,
 Wenn iech, woas hier druffe stieht, oll`s sul besorga,
 Muuß iech merr ju extra `n Schlieta burga.
 Nee, Maxla, doas wan merr nich macha kinna,
 Merr müssa dan andern halt oo woas ginna.
 Du schreibst ju schunt siehr allerat und siehr fein,
 Is muuß aber äbenst ferr olle woas sein.“

(Internetfund – gekürzte Fassung)

In schlesischer Mundart wird die Geschichte von
 „Maxlas Weihnachtsbrief“ erzählt. Der Sprecher ist
 Prof. Wilhelm Menzel (Menzel Willem).

Hier der Link zum Anhören bei Youtube:
Ernst Schenke, Maxlas Weihnachtsbrief, Schlesien,
Menzel Wilhelm



[\(26\) Ernst Schenke, Maxlas Weihnachtsbrief, Schlesien, Menzel Wilhelm - YouTube](#)

Barbara-Tag in Schlesien **von Alfons Hayduk**

Die erste frohe Botschaft im Advent bringt noch vor dem eigentlichen Weihnachtsboten Sankt Nikolaus jene Heilige, die vor allem in den Grubenrevieren als Schutzfrau der Bergleute Heimatrecht hat: St. Barbara. Ihr Namenstag, der 4. Dezember, vereinigt kirchliches und volkstümliches Brauchtum auf vielfältige Weise. Dass dieser Tag mit einem Los-Tag uralter Art zusammenhängt, offenbart einmal die Sitte der Barbarazweige, die an diesem Tage, meist vom Kirschbaum, geschnitten werden und, an warmer Stelle im Hause zum Knospen und Treiben gebracht, zur Weihnacht aufblühen, ein erster Frühlingsgruß an der Krippe. Dass bei diesem Brauch noch andere

Motive mitsprechen, offenbart ein im Volkston entstandenes Gedicht des im vorigen Jahrhundert vielgelesenen Lyrikers Martin Greif, der ein Mädchen sagen lässt:

Am Barbaratage holt' ich
drei Zweiglein vom Kirschbaum,
die setzt' ich in eine Schale:
Dreiwünsche sprach ich im Traum.

Der erste, dass einer mich werbe,
der zweite, dass er noch jung,
der dritte, dass er noch habe
des Geldes wohl genug.

Weihnachten vor der Metten,
zwei Stöcklein blühen zur Frist,
ich weiß einen armen Gesellen,
den nähm' ich, wie er ist.

Ein weiteres Brauchtum, das tief an die Wurzeln des Barbaratages rührt und so recht die innere Pforte zum Advent erschließt, ist von Oberschlesien her überliefert. Dort ist ein allgemeiner Bergknappenbrauch, am Vortage oder in der frühe das Fest der Schutzherrin der Bergleute damit einzuleiten, dass man einander die Hände schüttelt mit der Bitte um Vergebung für alles, was man sich bewusst oder unbewusst im vergangenen Jahr an Unfreundlichkeiten oder gar Bösen angetan hat. Diese Sitte erinnert nicht nur an das in Schlesien erhaltene Trinken der Johannesminne zum Jahresende: Trinke die Liebe des heiligen Johannes!“ – sondern vor allem an die uralte Bedeutung von St. Barbara als Nothelferin in der Sterbestunde. Die Heilige als Schützerin vor unvorhergesehenem Tod war sie ja

schon lange vor der mittelalterlichen Erfindung des Schießpulvers.

Sinnbilder des Lebens, der Sehnsucht zum Licht, zur Güte, zur Freude, sind also die Barbarazweiglein, die wir auch heute in Stadt und Land trotz aller Unrast der Zeit zum Blühen bringen.

Die Verehrung der heiligen Barbara dürfte mit den deutschen Siedlern nach Schlesien gekommen sein. Sie zählt bekanntlich zu den Vierzehn Nothelfern. Diese wurden besonders in Franken verehrt. Die berühmte Wallfahrtskirche „Vierzehnheiligen“ am Staffelstein über dem oberen Main, die Riemenschneider-Altartafeln in Würzburg zeugen für die volkstümliche Verehrung der Heiligen. Kein Wunder, das ihr in Schlesiens Hauptstadt bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine gotische Kirche geweiht wurde, die Breslauer Barbarakirche am Westrand der Altstadt, deren meisterhafter Flügelaltar von 1447 im Altertumsmuseum immer neue Bewunderer fand.

Im gesamten schlesischen Raum genoss die Märtyrerin aus Kleinasien die Ehre der Altäre, wie das Beispiel aus der Grafschaft Glatz zeigt. Gern gab man auch Glocken das Schutzpatronat St. Barbaras, bewahrt doch nach katholischem Glauben ihre Fürbitte vor Blitzgefahr. Es war der schlesische Bauer, der neben dem Bergmann, dem Kanonier die Hilfe der Heiligen in der katholischen Kirche erflachte und zu ihrer Verehrung beitrug, die vor allem von den Zisterziensern und Dominikanern gefördert worden ist.

Nirgends aber hat man die Trösterin der Sterbenden so innig und umfassend gefeiert wie im oberschlesischen Grubenrevier. Hier war der 4. Dezember ein Festtag

eigener Art, verankert in Sitte und Brauchtum. Nach der Vertreibung 1945 hat er als Volkstumstag der Schlesier auch im westlichen Deutschland Fuß gefasst.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1962 von Dr. Karl Hausdorff

Opa Sura aus Schmograu **Erzählung von Lothar Kolle**

Das Märchen von „Hänsel und Gretel“, die sich, wie man weiß, im tiefen Wald verliefen, bzw. dorthin verführt wurden, begab sich vermutlich eine Zeit vor dem Jahre 1241, als auf der Wahlstatt bei Liegnitz Deutsche und Polen gegen die Mongolen kämpften, im „Schmograuer Wald.“ Das war der große, tiefe Wald, in dem die einstige Grenze zu Polen von 1939 verlief, die auch schon die Abtrennung vom Reichthaler Ländchen berücksichtigte, und schon immer etwas durchlässiger sowohl für die Polonisierung, als auch umgekehrt für westliche Kultur war. Nur spielte sich hier alles auf einer sehr einfachen Bildungsebene, dafür mit Ehrfurcht im Herzen ab.

Es ist klar, dass diese Gegend von jeher ein ganz besonders bezauberndes Flair in Kopf und Gesinn derjenigen erzeugte, die sie als Stätte ihrer Heimat erlebt und erkoren hatten. Und es ist auch nicht anders denkbar und fühlbar, dass Menschen aus den Regionen, gleich, ob sie heute dort leben oder fernab ihrer Heimat sind, eine innere Verbundenheit zu allem verspüren, was einen emotionalen Bezug zu Landschaft und Wesensart ausmacht. Dabei spielt es nur zweitrangig eine Rolle, ob da deutsch oder polnisch

gesprochen wird. Die Landschaft prägt ihre Menschen und läßt jeden Mischmasch des Slawischen und Germanischen zu. Die Hauptsache ist, man spürt und achtet sie in ihrer Skala von lieblicher bis bizarrer Schönheit, die „Mutter Natur“.

In meiner Kindheit hatte ich über viele Jahre einen Spielfreund. Achim Sura war sein Name. Er wohnte in der „Lange Straße“, gleich bei uns um die Ecke. Seine Mutter war bei der Post angestellt. Sie war alleinerziehende Mutter, der Achim unehelich. Der Vater war sicher vorhanden, aber für den Jungen nicht als Vatergestalt konkret sichtbar. Damals sagte man noch zu einer alleinerziehenden Dreißigerin „Fräulein“.

Die Großeltern von Achim wohnten gemeinsam mit ihrer Tochter und ihrem kleinen Enkelsohn in einer Kleinstwohnung. Sie bestand aus einem Zimmer, das als Schlafzimmer diente, und einer kleinen Küche, in der noch des alten Opas Bett stand. Die Oma Sura sah aus, wie eben eine Oma von Lande in dieser Region aussah. Oft trug sie ein dunkles Kopftuch.

Die beiden Alten konnten auch polnisch sprechen. „Wasserpolsch“ nannte man diese Sprachweise, die in den Grenzgebieten, besonders bei einem Teil der Dorfbevölkerung in der ältesten Generation verbreitet war. In das Oberschlesische hinein verstärkte sich der Anteil dieser „zweisprachig sprechenden“ Bevölkerung noch etwas. Dort fand man aber diese heimische Ausgeprägtheit der Sprache auch nur rechtsseitig der Oder. Obwohl sich die Menschen dem preußischen und österreichischen Staatsverband zugehörig fühlten und über Jahrhunderte zum deutschen Kulturbereich zählten, hatten sie sich diesen, durch polnische und mährische Idiome durchsetzten Wortschatz erhalten. Selbst das Hitlerregime duldete das und schränkte den

Freiraum dieser Menschen nicht ein. Als Hochsprache wurde allerdings das Deutsche verwendet. „Wasserpolsch“, so sagt man, können die richtigen Polen kaum verstehen. Es hat eigenartiger Weise mehr Anklänge an das Ukrainische.

Der Opa Sura war ein kleiner Mann, aber von verhältnismäßig breiter Statur. Man hätte ihn sich gut auf dem Kutschbock eines einfachen Pferdefuhrwerks vorstellen können. Er und seine Familie stammen aus dem Dorf Schmograu. Über Schmograu wird berichtet, dass dort in alter Zeit, eben noch vor dem Einfall der Mongolen in Schlesien, in den Wäldern der durchlässigen Grenzmark ein Drache hauste. Dieser Drache hieß „Smog“. Davon wurde später der Name „Schmograu“ abgeleitet. Vorher war Schmograu eine Ansiedlung in der Nähe des Dorfes Glausche.

Der Hl. Georg soll dereinst durch den großen Glauscher Wald gezogen sein. Als er dort den grauen, in Nebel gehüllten Drachen erblickte, der gerade wieder ein schönes jungfräuliches Mädchen in die Tiefen des Waldes entführt hatte, hielt er dem Monstrum das geweihte Kreuz entgegen. Seitdem ist das mitunter auch feuerspeiende Ungetüm nicht mehr gesehen worden.

Obwohl es erst die scheinbar noch älteren Glauscher waren, die den Namen „Smograu“, wasserpolsch „Schmograu“ prägten, wurde er von den Schmograuern, die damals, vor hunderten von Jahren nicht schreiben und lesen konnten, anstandslos akzeptiert. Ja, die Schmograuer hätten genau so gut „Hexendorfer“ heißen können. Hinter der Geschichte von den im Walde verschwinden Kindern stehe archetypisch das Märchen von „Hänsel und Gretel“, was ich schon einleitend erwähnte.

Doch der Schmied, der dort in grauer Vorzeit seine Kinder im Walde verloren hatte, schaute im Laufe des Lebens soviel in die von seinem Blasebalg angefachte Glut, dass er das Hexenhaus mit samter Hexe in dem nebeligen Wald nie fand.

Einer von den Nachfahren des Schmiedes war unser Opa Sura. Wobei ich noch der Vollständigkeit wegen erzählen möchte, dass das Wort „Sura“ von dem Substantiv „Schur“, das der Name eines in den Regionen Polens und der Ukraine weit verbreiteten ländlichen Nationalgerichts ist, herrühren kann. Wahrscheinlicher aber ist, dass der Name von dem polnischen Wort „szurac“ abgeleitet ist, was „Scharren“ oder „mitscharren“ heißt.

Der Opa Sura unterdessen ging einige Male im Jahr zu Fuß von Namslau nach Schmograu und zurück. Dafür stand er schon im Morgengrauen auf. Hinter sich zog er einen meist vollbeladenen Handwagen her, dessen Räder Holzspeichen und Metallbeschläge hatten. Vielleicht holte er damals Holz und Kartoffeln und einige Lebensmittel, denn es war Krieg in Deutschland. Auf diesem Weg nahm er nie Kinder oder andere mit. Ich nehme an, sein Instinkt sagte ihm, dass es so irgendwie besser ist. Wenn er dann über das kleine Bergel nahe am Schmograuer Wald entlang zog, warf er sich besonders kräftig in die Schulterriemen, die an seinem Gefährt angebracht waren und murmelte drei „Heiligmaria“. Dabei schaute er sich nicht einmal nach hinten um. Dann, kurz vor Namslau, wenn nach seinem langen Rückmarsch die Dunkelheit hereinbrach, hielt er im Angesicht der Silhouette mit den vier weit sichtbaren Türmen der Stadt für einige Minuten inne: Es war wieder einmal gleich geschafft. Er nahm seine schwarze Schildmütze vom Kopf,

wischte sich über die Stirn und danach auch den kalt gewordenen Schweiß aus dem Innenband seiner Mütze.

Dann zündete er seine Wagenlaterne an und drehte den Docht etwas zurück -wegen der neuen Verdunklungsvorschrift. darauf zwirbelte er aus alter Gewohnheit seinen wilhelminischen Schnauzbart mit beiden Händen an die Spitzen fassend und ab ging die Post.

Die letzten zwei Kilometer dachte er an die gemütlich beleuchtete Küche in dem Namslauer Hinterhaus. Er stellte sich vor, wie schön es sein wird, wenn ihm seine – mit ihm langsam als alt gewordene – Frau aus den Schuhen hilft, und ihm, wenn auch ohne eine auffallende Geste, unauffällig aber liebevoll die Hauspantoffeln hinschiebt, während er sich die Fußlappen von den müden Knöcheln blättert.

Nach dem Kriege, es war schon der Spätherbst des Jahres 1945 erreicht, war ich noch einmal für einige Stunden mit meiner Mutter in Namslau. Wir kamen zu Fuß aus Kunzendorf im Kreis Groß Wartenberg, wo wir in dem Jahr aus Gründen des Überlebens Unterschlupf hatten, und mussten am gleichen Tag wieder dorthin zurück, weil wir dort registriert waren und als Deutsche der nächtlichen Ausgangssperre unterlagen. Deutsche trugen zu dieser Zeit eine weiße Binde am Oberarm. Das war Vorschrift der polnischen oder russischen Kommandanten.

Wir kamen also in die kleine Stadt an der Weide. Wir wollten unser Haus und unsere Wohnung in der Bahnhofstraße wiedersehen, durften aber nicht hinein. Ich traf meine alten Spielfreund Achim wieder. Wir erzählten uns einiges. Es war sehr aufregend.

Achim war mit seinen Großeltern und seiner Mutter zu Hause geblieben, als im Januar die russische Front in Namslau schießend, brennend und zerstörend einrückte.

Meine Familie war damals nur etwa ein Jahr lang in die heimatlichen Gemarkungen zurückgekommen. Hauptsächlich kamen wir, wie wir nicht mehr Flüchtlinge und Heimatlose sein wollten. Wir lebten in dem Jahr auf dem Lande, im Geburtsort meiner Mutter. Wir wurden von hier endgültig vertrieben – das hieß damals „rausgefahren“.

Wir konnten anfänglich nicht ein Wort polnisch: -ja nje rozumie'c po polski - ! Obwohl es nicht leicht ist, versuchen wir heute, die polnischen Menschen etwas besser zu verstehen. Vielleicht Schätzen wir auch ihre etwas andere Mentalität? Ob der Nachkomme des Opa Scurac und des Ur-Urgroßvaters, nämlich des Schmiedes aus Schmograu heute noch in Schlesien lebt? Auf jeden Fall heißt es bei „Hänsel und Gretel“: Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 141 vom Juni 1994

Eine heitere Gaschin-Anekdote von Alfons Hayduk

Als flotter Tänzer war der Grafensohn Gaschin bei den Damen wohlgelitten und wurde öfter zu Bällen und Festlichkeiten aller Art eingeladen. Artigkeit und Anstand zeichneten den sonst so naturburschenhaften Draufgänger dann aus. Ja, manche Mutter hätte es nicht ungern gesehen, diesen Spross eines der

angesehensten und reichsten Geschlechter Schlesiens als Freier zu begrüßen. Aber der Schelm schätzte die Freiheit höher ein als das Freien. Wohlweislich ging er allen Versuchen, ihn in den goldenen Käfig der Ehe zu setzen aus dem Wege.

Nun, die Baroninnen von Nipperschütz und Wiesewilxen waren der Meinung, es brauche nur die richtige Nachtigall zu singen, da werde der lockere Zeisig schon das richtige Türlein selber suchen, und was einer einzelnen nicht gelinge, das vermöge sicher die gemeinsamen List der Evastöchter von Wiesewilxen. Denn sie waren vier Generationen, Urahne, Großmutter, Mutter und Kind und besaßen also eine ganz schöne Portion weiblicher Erfahrung, die auszutauschen sie auf ihrer Wasserburg Muße genug hatten. Die Lebenslust sprühte ihnen nur so aus den Augen, der geistvollen achtzigjährigen Ahnfrau nicht minder als der noch unternehmungsfrohen Sechzigern von Großmutter, wie der verwitweten Vierzigerin von Mutter und natürlich erst recht der abenteuerlustigen Tochter von achtzehn Lenzen. Die vier Grazien waren sich in seltener Harmonie einig – was konnte da schon schiefgehen?

Der junge Gaschin stellte sich ahnungslos, als sie ihn bezaubernd umringten. Er tat, als kenne er sich in der Geschlechtsfolge nicht aus und habe vier Schwestern vor sich, eine liebreizender als die andere.

So atmete die Jüngste geradezu auf, als er sie zum Tanze bat. Gaschin schwärmte begeistert von ihrer Mutter.

„Ach“, schmolle die Kleine, „finden Sie es nicht ein wenig komisch, dass sie selber noch Verehrer möchte

und neben mir das Mädchen spielt, das nicht abgeneigt wäre, nochmals zu heiraten?“

Hm, schmunzelte der Gaschin für sich und brachte seine Tänzerin wieder an den Tisch. Da hatte ihn schon die stattliche Vierzigerin am Arm und promenierte charmand mit ihm durch den Saal. „Gaschin, Sie sind ein Schwerenöter, der den Backfischen den Kopf verdreht!“ „Keineswegs“ tuschelte er zurück, „ihm behagen viel mehr die reiferen Jahrgänge, etwa die unternehmungslustige Sechzigerin am Tisch, das sei sein Fall.“

Die Schöne kräuselte spöttisch die Lippen: „Stellen sie sich vor, drei Stunden hat diese Matrone heut zu ihrer Aufmachung gebraucht. Ist das nicht verlorene Zeit?“

„Vielleicht“, meinte er achselzuckend und bewunderte die Großmama so herausfordernd, dass diese ihn strahlend für sich beschlagnahmte und beiseite führte. Aber seine Augen glitten schon recht auffällig zu der Seniorin derer von Nipperschütz und diese nahm die Huldigung des Jünglings mit sichtlichem Wohlgefallen auf. Empört zischelte da die Sechzigerin: „Wie abgeschmackt! Begeistern Sie sich etwa an den auffallenden Farben, Graf, die wenig zu dem schlohweißen Haar passen? Wie lächerlich!“

Sie rauschte wie ein Pfau davon. Der Gaschin benützte die Gelegenheit, die gelästerte Greisin liebenswürdig zu fragen, ob sie wohl die jüngere Schwester der Enteilenden wäre. „In der Tat, wir dürften kaum zwei Jährchen auseinander sein, mon cher!“ Dachte ich's doch! retirierte er komplimentierend, da die andere zurückkehrte, als bereue sie ihre Flucht. Er wies indes nonchalant auf deren glutäugige Tochter, die lustige Witwe, lächelte vertraulich und sagte: Es handelt sSie

haben die Wette gewonnen, Sie Schmeichler, es stimmt auf den Tag!“

Das gab dem Grafen Mut, sich nun wieder der Witwe zu nähern, mit der Behauptung, sie gebe sich wohl nur spaßeshalber für die Mutter der jungen Baronesse aus; denn in Wirklichkeit beaufsichtige sie nur ihre Schwester.

Zugegeben, lieber Gaschin! Aber behalten Sie bitte Ihr Wissen für sich!“

Da er aber dem Nesthäkchen auch noch ein Kompliment machen wollte, so berichtigte er diesem brühwarm die amüsante Konversation von A bis Z.

Der nichtsnutzige Schlingel wusste – warum!

aus: Schlesischer Heimatkalender 1962 von Dr. Karl Hausdorff

Das Namslauer Schloss in Vergangenheit und Gegenwart von Eva Thöne

Bei einem kürzlichen Besuch im „Haus Schlesien“ (Anmerkung: 1993), wo ich mich auch im Namslauer Braustübl umsah, entdeckte ich eine Chronik über 613 Jahre Geschichte der Haselbach-Brauerei und ihrer Besitzer (zum Nachlesen empfohlen). Und beim Studium von schlesischer Literatur vor meiner Reise in die alte Heimat Ende Juli 1993 fand ich nachstehende Veröffentlichungen im „Schlesien-Lexikon“ auf Seite 208 unter der Rubrik „Namslau“ u.a.:

„Das befestigte Schloss seit 1703 Kommende des Deutschen Ordens. Seit 1895 gehörte es der Brauerei Haselbach. Ihr letzter Besitzer, Albrecht Haselbach, trug dort die große Sammlung schlesischer Landschafts- und Städteansichten zusammen ...“

Im „Reiseführer Schlesien“ finden wir ab Seite 292 u.a. folgende Angaben:

„Karl IV. weilte mehrmals in der Stadt (Namslau) und baute sie zu einem gut befestigten Platz mit doppelter Stadtmauer aus. Burg seit 1312. 1360 in Stein gebaut. Seit 1553 baute der Rat der Stadt Breslau als Lehnsherr die Burg weiter aus. 1703 – 1810 war die Burg im Besitz des Deutschen Ordens, danach in Privatbesitz, seit 1895 der Brauerei Haselbach ..

das Schloss im Westzipfel der Altstadt ist nur unvollständig erhalten, malerische Eingangsvorbau an der Hoffront. Gotische Kapelle. Der letzte Inhaber des Schlosses, Albrecht Haselbach, hatte dort eine Sammlung von ca. 5000 alten schlesischen Ansichten untergebracht, die vor 1945 in den Westen ausgelagert und dadurch gerettet wurden. Teile der Sammlung wurden 1966 vom Hessischen Staat und der Stadt Dortmund erworben. Wesentliche Leihgaben befinden sich heute in der Stiftung „Ostdeutsche Galerie“ in Regensburg und in der Stiftung „Kulturwerk Schlesien“ in Würzburg. Im gotischen Schlossbau heute ein kleines Heimatmuseum (Muzeum Regionale) ...Das Schloss war 1945 zu 55 % zerstört. Im gleichen Stadtteil befand sich die evangelische Kirche, ein harmonischer Saalbau im Langhans-Stil, die nach 1945 abgerissen wurde.“

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 139 von Dezember 1993

**Stoßseufzer und Herzensergießungen
aus den ersten Koppenbüchern
von Erich Worbs**

„Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das Weltberuffene Schlesische Riesen-Gebirge, welche von 1696 bis 1736, theils daselbst den Allerhöchsten zu preisen, theils die erstaunenden Wunder der Natur zu betrachten, theils sich eine Gemüthsvergnügung oder Leibesbewegung zu machen, theil den beruffenen Riebenzahl auszukundschaften, von allerhand Liebhabern angestellet worden sind.“

Also lautet der Titel der im Jahre 1736 bei Dietrich Krahn in Hirschberg gedruckten ältesten Schneekoppenbücher. In der den Koppensteigern letzte Rast bietenden Baude auf der Seiffenlehne, der heutigen Hampelbaude ausgelegt, hat sich der Hirschberger Arzt und Dichter Caspar Gottlieb Lindner gesammelt und nebst einer umfangreichen Vorrede herausgegeben.

Der Bau der Koppenkapelle, die im Jahre 1681 eingeweiht wurde, mag dazu beigetragen haben, dass sich die Zahl der Koppenbesteigungen damals beträchtlich erhöhte. Doch wird die Unwegsamkeit des Gebirges schuld daran gewesen sein, dass die „unvergnügten“ Reisen bei weitem die „vergnügten“ überwiegen.

„Wenn es Aepfel und Birnen im Gebirge scheyen wird, werden wir wiederkommen“, so spottet einer der Missvergnügten. Und ein lustiger Kauz, über die Höhe der Riesenkoppe seufzend, schreibt:

„Doch damit ich besser noch die Steige-Lust genieße
Wünsch ich bei der Riesen-Kopff künftig mir auch
Riesen-Füße“

Auch ein Musiker vermag nur über die Schwierigkeit der Koppenbesteigung zu jammern:

„Ein Musiker bestieg den Berg und schrie zu öftern
Weh,
darum weil er so hoch, bis in das dreygestrichne c“

Und ein anderer versichert:

„Capellmeister Tob. Seemann ist genannt,
Der dieses schreibt mit eigener Hand,
Ich wollt lieber zu Hauß pfeiffen und geigen
Als mehr auff die Schneekopp steigen.“

Häufig sind bei den steinigen Wegen die Klagen über zerrissene Strümpfe und verlorene Absätze:

„Ich sag es unverhohlen,
Die Schuhe haben keine Sohlen.
Hätt ich das zuvor vernommen,
So wär ich nicht auf diesen Berg gekommen.“

Rübezahl, der Geist des Gebirges, spielt natürlich eine wichtige Rolle in den Koppenbuchaufzeichnungen. Ein Lemberger rühmt die Höhe der Berge in folgendem Sprüchlein:

„Baut Schlesien so hoch, als ihr es könnet treiben,
Es muss doch ‚Rübezahl der höchste Bürger Bleiben“.

Als „Rübezahls Hoff-Trommeter“ unterschreibt sich ein Spielmann aus Giersdorf, und ein Wanderer, dem Rübezahl den Hut entführt, notiert spaßhaft:

„Mein Hut machte seine Reverence bis in den
Riesengrund.“

Dass es mit dem Glauben an den Geist der Berge damals schon keineswegs mehr ernst bestellt war, das zeigt die Eintragung eines Koppensteigern aus

Birngrütz, der sich mitten in Rübezahls Reich also zu äußern wagt:

„Rübezahl die Raben Aaß,
Diese Reise war kein Spaaß,
Denn bey sehr kalten Winds, Sturm und Wettern
Und dem hinauf und nieder klettern,
Hatt ich meine Lust gebüst,
un nach einer warmen Supp gedürst.“

Ein anderer, dem offenbar der so oft auf dem Kamme wütende Sturm arg zugesetzt, erwähnt Rübezahl überhaupt nicht als Ursache seines Missgeschicks und versichert nur:

“Ich bin des Glückes Ball, es wirft mich auf und
nieder,
So dass ich öfftermahls beklage meine Glieder“.

Für die großartigen Schönheiten der Bergwelt scheint man damals noch wenig Sinn gehabt zu haben. Zwar bekennt anno 1704 ein Sachse:

„Und ob den Füßen gleich die Reise etwas schwer
So fand das Auge doch ein wundersam Vergnügen.“

In den weitaus meisten Fällen aber war es doch wohl das Ungewöhnliche, das Kuriose, das man suchte, wenn es überhaupt nicht nur die Lust am Abenteuer gewesen, die dazu getrieben, alle Mühen der Bergbesteigung auf sich zu nehmen.

Mehr als der ästhetische Sinn scheint immerhin bei allen Qualen des Unternehmens der religiöse geweckt worden zu sein. Jedenfalls finden sich schon in den ersten Koppenbüchern einige Eintragungen, die es offenbar werden lassen, wie die Erhabenheit der Bergwelt dem Ewigen zuführt. Lindner selbst hat es nach seiner dritten Reise über das Gebirge zum Ausdruck gebracht:

„Unerforschlich großer Gott! Was sind hier für
Wunderwerke?
Wer begreiffet deine Macht? Wer begreiffet deine
Stärke?
Dass wir Himmelscheue Menschen nach dem Himmel
sollen sehn,
Und Gedanken, Herz und Muth von dem Irdischen
entfernen,
Und fein ernstlich Himmelan nach der Höhe schauen
lernen.“

aus: Schlesischer Heimatkalender 1963 von Dr. Karl Hausdorff

Das Kinderwunder vom Karpenstein von Alfons Hayduk

In der Heiligen Nacht begeben sich vielerorten
mancherlei wundersame Dinge, wie unser
Schlesiervolk zu erzählen weiß. Vor allem wohnt der
mitternächtlichen Stunde der Christmette besondere
Geheimniskraft inne, die schon des Öfteren von
Kundigen und Guten wie zum Schlimmen angerufen
worden ist.

So wusste eine arme Frau, die Witwe war und sich mit
ihrem Knäblein recht und schlecht durchs Leben
schlug, von dem großen Reichtum der einstigen Burg
Karpenstein, zu dem nur jene Stunde alljährlich
einmal den Zugang freigab.

Die Burgruine Karpenstein, ein uraltes Raubritternest,
das schon 1442 zerstört worden war, liegt im
Südostgipfel der schönen Grafschaft Glatz, am
Übergang des Reichensteiner Gebirges zu dem

wälderdunklen Hügelland des Altvaters, über die Hirschbadwendeplatte und den aussichtsreichen Dreiecker nahe dem vielbesuchten Bad Landeck. Ungeheure Schätze, von den Raubrittern einst besitzgierig zusammengescharrt, sollen sich in den unterirdischen Gewölben und Gängen der Karpensteiner Trümmerburg befinden. Alle Pforten sind verschüttet und unauffindbar. Aber in der Heiligen Nacht, wenn in der Landecker Pfarrkirche die Christmesse gelesen wird und vom Chor das allerorten gesungene schlesische „Transeamus“ erklingt, die Hirten- und die Engelsstimmen, da erglänzt auch die Burghöhe in schier überirdischem Lichte, das den Weg zur Fülle weist, zu den aufgestapelten Gold- und Silbermünzen, den Juwelen, den Kleinodien, den unvorstellbaren Reichtümern seltenster Art.

Jene Witwe also, ihr einjähriges Kind auf dem Arm, eilte das Herz voll begreiflicher Wünsche, durch die finstere Höllenschlucht dem silbern schimmernden Burgberg, fand auch alsbald den Zugang offen und trat ein.

Ein Glitzern und Gleißern umgab die überraschte Frau, das ihr die Augen fast weh taten. Sie sah des Reichtums weder Anfang noch Ende. Wohin sie sich immer auch wandte, überall glänzte es von Gold und Edelsteinen, überall boten sich ihr köstliche Schätze dar. Sie brauchte nur zuzugreifen.

Da setzte sie ihr Kleines auf die Erde, wo es alsbald unbekümmert zu spielen begann, indes die Mutter ihrer Verwirrung Herr zu werden versuchte und in den Schmuckstücken und Münzen voll eitler Lust zu wühlen begann.

Ach, die Zeit ist so kurz! besann das Weib sich plötzlich, ich muss mich ja beeilen, ehe die Landecker

Christmesse zu Ende ist! Schnell war die Schürze mit mancherlei Kostbarkeiten prall gefüllt.

Doch schon begann der Strahlenglanz zu verlöschen. Ein dumpfes Grollen im Innern des Berges erschreckte die Frau. Sie dachte daran, ihre Schätze nach draußen in Sicherheit zu bringen, um dann rasch zurück zu springen und das Kind zu holen. Aber kaum hatte sie das Freie erreicht, da dröhnte und donnerte es gewaltig hinter ihr her, das Licht erlosch, und von der Pforte zeigte sich nirgends eine Spur. Was nützte alles Weinen und Wehklagen: Das Büblein war verschwunden, war in den Zauberberg verbannt, war vielleicht schon tot, vom einstürzenden Ruinengestein zerschmettert.

Ein bitteres Jahr ging hin. Nur der Gedanke hielt die reuige Witwe aufrecht, dass sie zur nächsten Weihnacht wenigstens das Sterbliche ihres Kleinen holen und in geweihte Erde betten könnte. Es war ein Jahr der Trauer, in dem die Ärmste all ihren mitgebrachten Reichtum im Erinnern an ihr Kind zu stillem Wohltun verwendete. Nichts von allem wollte sie behalten.

Wieder war Heilige Nacht. Die ungezählten Glocken der Grafschaft Glatz erklangen über Tälern und Höhen. Wieder leuchtete der Karpenstein zauberhaft auf. Wieder stand die Burgkellerpforte weit offen. Wieder trat die Frau ein.

Laut und ängstlich Pochte ihr Mutterherz. Ach, was hatte es gelitten!

Nun traute sie kaum ihren Augen. Der Knabe saß sielend, als wäre keineswegs ein Jahr darüber vergangen, am gleichen Platz, wohin ihn die Witwe gesetzt hatte, eine Edelstein besetzten Zweig mit goldenem Apfel in Händen.

Schon presste sie das Kind beseligt an ihre Brust und trug es, alle Pracht ringsum für nichts achtend, hinaus in die silberne Sternennacht, deren Klarheit das Auge hinüberschweifen ließ zum südlichen Schneegebirge mit der breiten Kuppe des Großen Schneebergs, von dem die Jungbrünnlein rinnen und rauschen. Der Bub streckte seiner Mutter den Juwelenzweig mit dem Goldapfel lachend entgegen, als wüsste der Knirps um das Ende aller Not.

Ja, wenn sie nicht vertrieben wären, so lebten sie am Karpenstein unterm Schneegebirge noch heute so glücklich wie einst.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1957 von Dr. Karl Hausdorff



Schlittenfahrt am Zobten

Die Filiale in Schwirz

von Lothar Kolle

Mein Vater, der Zahnarzt war, hatte seiner Praxis in der Bahnhofstraße in Namslau noch eine Filiale auf dem Lande. Das war in den ersten Kriegstagen und davor. Das Dorf hieß Schwirz.

Schwirz liegt in dem Teil des Kreises meiner Vaterstadt, der über Nassadel in Richtung Blumenthal in den oberschlesischen Bereich führte. Dort wurde die nach Oppeln führende Straße von der Verbindungsstraße Mangschütz – Noldau tangiert. An der Kreuzung in Schwirz war eine – für damalige Verhältnisse – große Tankstelle. Etwa hinter Noldau und dem etwas nördlich davon gelegenen Hennersdorf begann das Gebiet, das nach Abtrennung des „Reichthaler Ländchens“ an Polen – dank des guten Abstimmungsergebnisses – bei Deutschland blieb. Es ist aber so, dass Schwirz und Nassadel schon immer zum Kreis Namslau gehörten, obwohl die Mentalität der dortigen Bewohner mit der des Reichthaler Landes sehr identisch war. Man sagte, es wohnten dort sehr ehrliche und arbeitsamen Leute. Die meisten von ihnen waren Bauern.

Im Winter kamen die Landleute mit dem Zug in die Kreisstadt, wo mein Vater praktizierte. Im Sommer hingegen hatte die Landbevölkerung keine Zeit für einen Besuch in der Zahnpraxis in der Stadt, es sei denn es handelte sich um ganz starke Zahnschmerzen, die keinen Aufschub zuließen, da sie einen gewissen Erträglichkeitsgrad überschritten hatten.

Mein Vater, er hieß übrigens Oswald Kolle, war recht volkstümlich und strahlte etwas aus, was ihn bei der Landbevölkerung recht beliebt machte. Hinzu kam,

dass sich seine Praxis in Namslau gleich auf der Bahnhofstraße, ziemlich am Ring, wie der Schlesier zu sagen pflegte, befand.

Die aus Richtung Bahnhof kommenden Patienten mussten in unsere große, etwas grell gestrichene Toreinfahrt laufen: Bahnhofstraße 1. Hier ging es an manchen Wintertagen wie in einem Bienenhaus zu. Diese Stelle war für mich einige Jahre Mittelpunkt der Welt. Sie ist ein Teil meiner Kindheit.

Um die verständliche Flaute im Sommer ein wenig zu überbrücken, fuhr mein Vater jeden Montagnachmittag und jeden Mittwochnachmittag nach Schwirz. Dort wurde so mancher Zahn gezogen oder plombiert!

Heute könnte man sagen, warum nicht samstags, denn da wird doch nicht gearbeitet? – damals war am Samstag der große Wochenmarkt auf dem Ring. Da kamen viele in die Stadt, so dass es für meinen Vater in der eigenen Stadtpraxis genügend zu tun gab.

Im Sommer fuhr ich als kleiner Junge oft mit in unsere ländliche „Filiale“. Das Sprechzimmer, in das auch die Bewohner aus der unmittelbaren und mittelbaren Nachbarschaft von Schwirz, nämlich aus Steinersdorf, Eckersdorf, Hönigern und Städtel kamen, befand sich in einer Hinterstube des Gasthauses. Als Praxisausstattung diente ein verhältnismäßig bequemer Holzstuhl mit Rückenlehne, wie bei den damaligen Barbieren. An der Lehne befand sich eine Stütze mit einer Kopffrolle, die mit weißem Papier bezogen wurde. Als Bohrmaschinen diente eine Tretrmaschinen, die ähnlich wie bei den Früheren Scherenschleifern mit dem Fuß in Bewegung gehalten wurde. Wenn man bedenkt, dass es noch vor einigen

Jahrzehnten Kirchenorgeln gab, die mit einem Blasebalg angetrieben wurden, ist meines Vaters Verfahren gar nicht so verwunderlich, wie man erst meint!

An dem beweglichen Oberteil der Tretmaschine, nämlich dort, wo bei den Orgeln die Töne erzeugt wurden, befestigte mein Vater mit einem schnellen Handgriff den jeweils erforderlichen Bohrer. Wenn dann der Patient mit weit geöffnetem Mund sein Gefürchtetsten Augenblicke erlebte, war der Moment für mich gekommen: Ich wagte es, mit meinen von Interesse erglühten Kinderaugen einen Blick in den Mund des meist etwas bebenden Bäuerleins zu riskieren.

Schließlich vertrat ich ja so ein bisschen die Sprechstundenhilfe. Und außerdem fühlte ich mich mit meinen sieben Jahren sowieso als zukünftiger Zahnarzt! –

Bei der Behandlung durch meinen Vater tat nie etwas mehr als unbedingt nötig weh! Er hatte eine leichte und zugleich feste Zahnarzthand. Das wusste man sogar bis nach Dammer und Sterzendorf.

Es gab immer mal einen Tag, wo auch der lebhafteste Filialbetrieb ausblieb. Das war besonders in der Zeit der Kartoffelernte so. (Ja, die Geschichte Schlesiens ist schon seit der Zeit des zweiten Friedrichs mit der Geschichte der Kartoffel, die damals in Europa neu war, verquickt!).

Wenn ich jetzt schreibe: „Je weniger Bauernzähne, um so mehr Brombeeren,“ hat dies auch mit meiner Geschichte zu tun. Denn wenn die Flaute auch in der Sommerresidenz in Schwirz einsetzte, fuhren wir auf der früheren Rückfahrt in den großen Wald, der in

Richtung Noldau lag und sicher auch heute noch liegt. In dem Wald gab es wohl die größten und besten Brombeeren der Welt! Unsere geschickten Zahnarztfinger pflückten ziemlich schnelle einige kleinere Milchkannen voll. Daraus entstand dann in den ersten Herbstwochen der bei meines Vaters Freunden nicht verschmähte, sondern berühmte und auch gerühmte „Schwirzer Brombeerwein“, der im doppelten Sinne „blau machte“: Er machte nicht nur eine leichte kornblumenblaue Trunkenheit, sondern er verursachte auch sehr leicht schwer entfernbare Flecken auf Tischtuch und Kleidung!

Heute leben nur noch wenige Familien deutscher Abstammung in Schwirz. Auch heißt das Dorf nicht mehr Schwirz sondern „Swierczow“. Die alte Tradition der jungen Leute, sich am Aschermittwoch gegenseitig ein Kreuz aus Weidenkätzchen auf die Stirn zu machen, soll noch als Brauch unter einigen Bewohnern erhalten sein. Andere aber gießen sich lieber einen „hinter die Binde“. Schwirzer Brombeerwein denkt ihr?

Die jetzige Gastwirtin – eine geborene Biallas – die im September 1993 zum Regionaltreffen des Kreises Namslau in Berlin war, weil sie einer deutschen Familie entstammt, kennt kaum die Namen ihrer Vorgänger Pospich und etwa ab 1942 Globisch. Ja, nach dem „Schwirzer Brombeerwein“ fragte keiner. Der gehört zur deutschen Vergangenheit des früheren Zahnarztes.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 139 vom Dezember 1993



Barbarakirche in Strehlen

Der Ursprung der Sandkirche

Im Herzen Breslaus teilt sich die Oder in zwei Arme und bildet die Sandinsel, ein liebliches, grünes Eiland inmitten des pulsierenden Großstadtverkehrs. Wie diese idyllische Stätte zu ihrem merkwürdigen Namen kam, erzählt uns folgende Sage:

Der einstige Landeshauptmann von Schlesien, Peter Wlast, hatte eine fromme, sanfte Gemahlin mit Namen Maria, und die Himmelskönigin, ihre Namenspatronin, war auch das innere Leitbild der guten Frau. Einstmals erkrankten ihre beiden Kinder Beatrice und Swentoslaus. Keine ärztliche Kunst vermochte mehr zu helfen. Es war vorauszusehen, dass die beiden fröhlichen Kinder bald sterben mussten. Im innigen, heißen Gebet suchte Frau Maria Hilfe bei der göttlichen Jungfrau. Sie gelobte in ihrer Herzensangst, eine

Kirche zu bauen, wenn die beiden geliebten Kinder wieder gesund würden.

Tag für Tag betete die unglückliche Mutter, ohne dass eine Besserung im Befinden ihrer Kinder eintrat. Die Ärzte schüttelten den Kopf und entfernten sich ratlos und verlegen. Eines Nachts erschien die Mutter unseres Heimatlandes der betrübten Frau im Traum. Die Himmelskönigin versprach, das inbrünstige und demütige Gebet zu erhören, wenn die Mutter ihr Gelübde halte.

Die Kinder wurden vom nächsten Morgen an wieder gesund. Voller Dankbarkeit ließ die Gemahlin des Landeshauptmanns das Kirchlein „Unter der lieben Frauen auf dem Sande“ erbauen, welches noch bis auf den heutigen Tag die Sakristei der später an dieser Stelle erbauten Sandkirche bildet.

(Sage aus Schlesien)

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Angela Bierhahn
Am Saaleck 15
06628 Naumburg

Telefon: 0173/6492856
E-Mail: kontakt@namlauer.de

Auflage: 320

Redaktionsschluß: 20. November 2023

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

**Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50
EURO.**

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn

IBAN und BIC bei Überweisungen:

Kreissparkasse Euskirchen =

IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Hinweis :

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.06.2023 für den letzten Veranlagungszeitraum 2020 bis 2022 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.

Abfrage zu Zeit und Ort der Mitgliederversammlung 2024

Name, Vorname: _____

Die **Mitgliederversammlung 2024** soll

- ☐ am 9.3.2024
- ☐ am 13.4.2024
- ☐ im Haus Schlesien in Königswinter
- ☐ in der Umgebung Naumburg / Saale

stattfinden.

Teilnahme:

- ☐ ja Anzahl der Personen:
- ☐ nein

O = Bitte Zutreffendes ankreuzen

Rücksendung an:

Frau
Angela Bierhahn
Am Saaleck 15
06628 Naumburg OT Saalec